

Betrachtungen zum 650jährigen Bestand der Eidgenossenschaft

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 21

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schülern gar liebe, und ich Vereinsamter fasse mich am gleichen welken Haarschopf heute und frage, was eigentlich aus meinem Klob geworden sei. Ach, verhauen und verschnitzelt ist auch da vieles, ein invalides Stück, und schon bröckelt es an allen Enden. Wenn der große Bildhauer am letzten Examen nicht viel barmherziger als gerecht wäre, dann...

Von nun an ging ich durch sieben Sommer und

Winter in dieses Kollegium hinunter, und von Jahr zu Jahr erschien mir der Rektor verehrungswürdiger, die Professoren väterlicher, die Studenten brüderlicher, das Studieren köstlicher. Und als meine Mutter starb, war mir, ich sei nun hier daheim, und ich hätte gewünscht, nie mehr aus diesem warmen, gescheiten, lieben Kreise weg in eine neue Fremde hinaus zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Treue.

Drei alte Soldaten im Felde stahn,
Sahn sich die Manöver der jungen an,
Und hatten ihre Freude daran.

Es sprach der Welsche: *Ventre saint gris,
Quel plaisir de voir nos jeunes amis,
Ca fait chauffer le coeur et rajeunir,
La Patrie sera sûre de son avenir!*

Drauf der Alemanne: *Poh sapperlot,
Die junge Garde arbeitet flott.
Am liebsten möchte man auch wieder
Im Ehrengewande bewegen die Glieder!*

Und der Tessiner: *Che brava gente
Col cuore nobile e ardente,*

*Sempre pronta col sentimento alto e com-
mosso
Per proteggere la croce bianca in campo
rosso!*

Und alle drei mit leuchtendem Blick
Dachten an ihre Jugend zurück,
Als sie im Staub und bei glühender Sonne
Singend marschierten in der Kolonne.

Und gelobten, daß sie noch jederzeit
Zum Schutze der Heimat wären bereit,
Trotz ihren silbernen Haaren
Und den reich bemessenen Jahren. —

Albert Ditt.

Betrachtungen zum 650jährigen Bestand der Eidgenossenschaft.

Von Ernst Eschmann.

Der diesjährigen Augustfeier kommt besondere Bedeutung zu. Überall und besonders in der Innerschweiz werden Feiern vorbereitet, um den denkwürdigen Tag zu begehen, da vor rund 650 Jahren der Grundstein gelegt wurde zu unserm schweizerischen Staatswesen, das heute auf eine bewegte, an Ereignissen reiche und interessante Geschichte zurückschaut. In Büchern und historischen und vaterländisch-freudigen Gedenkschriften und Darstellungen aller Art wird das Ereignis beleuchtet; die Jahrhunderte mit ihren kriegerischen und politischen Vorgängen werden noch einmal abgeschritten. Glücksfälle, Niederlagen und Spannungen im Innern und nach außen kommen wieder zur Sprache. Der Hauptgedanke bleibt die an ein Wunder heranreichende Tatsache, daß wir so lange uns durch alle Stürme behaupten konnten. Wir haben unser Schiff durch die aufschäumenden Wogen des letzten Weltkrieges 1914—1918 hindurchgesteuert. Wir haben die schweren Nachkriegswirkungen mächtig gespürt und mitgelitten an den unglückseligen Ver-

hältnissen, wie sie in Europa und auch über die Meere weg nach dem vierjährigen Ringen geherrscht haben. Und kaum, daß wir aus dem Argsten herausgekommen sind und die Schulden wesentlich abgetragen haben, die die Bereitschaft der Armee verursachte, ist der Weltbrand schon wieder entfacht worden, und gefährlicher als je ging es an unsern Grenzen zu. Reiche verschwanden, und Nachbarn kamen zu Fall, an deren Stärke und Halt wir glaubten. Wir stecken noch mitten in den unseligen Kämpfen drin, unser Schicksal steht in den Sternen, und niemand wagt zu prophezeien, wie das Ende des Aufruhrs aussehen wird, in den nahezu die ganze Erde einbezogen ist. Ein Erdbeben ist über uns gekommen, in dem die Grenzpfähle etlicher Länder schon anders gesteckt worden sind. Die riesigen Meere vermögen dem Brande nicht Einhalt zu gebieten. Zu Tausenden werden die Schiffe mit Bemannung, Kriegsausrüstungen und Proviantladungen aller Art in den Grund gebohrt, und Millionen von Tonnen sind dem Untergange verfal-



Kapelle am Zugersee (Salesianum) mit der Aufschrift: Albrif Zwissig schuf an dieser Stätte anno 1841 den hehren Schweizerpsalm. (Es sind also just 100 Jahre.)

Phot. Ernst Eschmann.

len. Auch der grenzenlose Luftraum ist Kampfzone geworden. Aus dem blauen Himmel wie aus den dunklen Wolken stoßen die donnernden Bomber hernieder und speien Verderben und Feuer über riesige Industriegebiete, über Hafenanlagen und Städte, über militärische Plätze und Bauten wie über die bangende Zivilbevölkerung, Frauen und Kinder.

Wir aber, unser winziges Schweizerländchen, wir haben uns bis jetzt sozusagen noch unversehrt durch den entfesselten Weltbrand gerettet. Ein höherer Wille hat uns gütig verschont, und wir dürfen es nicht als unser Verdienst anrechnen, daß unsere Grenzen heute noch unversehrt bestehen, keine Tanks über die Äcker gerollt sind und keine Brandfackeln auf unsere Dächer fielen.

Wie konnte es nur möglich sein, daß wir heute als ein so festgefügttes Staatsgebilde dastehen? Diese Frage zu beantworten, auferlegt uns Rück- und Rundblicke der verschiedensten Art. Es gilt, Faktoren und Kräfte mannigfachster Gebiete zusammenzunehmen, um zu erkennen, wie dieses solide Gewebe zustande gekommen ist. In allererster Linie müssen wir uns vergegenwärtigen, daß Jahrhunderte daran gearbeitet haben. Wenn

in jüngster Zeit Reiche zusammengebrochen und auseinandergefallen sind, lag der Grund da und dort an der Kurzlebigkeit künstlicher und am grünen Tisch ausgeheckter Verträge und Grenzvereinigungen. Die verhältnismäßig wenigen Jahre des Zusammenlebens verschiedener Völkerschaften, oft schwer unter einen Hut zu bringender Stämme haben keinen genügenden Kitt geschaffen, keine Klammern und Bindungen, die Garantie geboten hätten, daß die oft zufällig und gewaltsam verbundenen Teile eine Belastungsprobe und Erschütterungen aushielten, wie sie kriegerische Zeiten bringen.

Die Schweiz ist langsam gewachsen wie ein uralter Baum, der von Jahr zu Jahr festere Wurzeln getrieben hat. Sie senkten sich tief ins Erdreich. Die Äste bildeten neue Schoße, reckten und streckten sich der Sonne zu, und es gab manchen Sturm zu bestehen, der über die Krone hingefahren ist. Ereignisse und Jahrhunderte meldeten sich, die der Eiche gefährlich wurden. Gemeinsame Not aber weckt doppelte Kräfte. So gewann Glied um Glied neue Stärke, und jede aus dem Felde geschlagene Bedrohung schafft Genugtuung und Freude am gewonnenen Erfolg.

Und keinen alltäglichen Teppich haben die langen Epochen geknüpft. An Reichhaltigkeit der Farben und Motive, am Zug der Linien wie an Mannigfaltigkeit der Formen sucht er auf so kleinem Raume seinesgleichen. Und doch ist bei aller Buntheit eine Einigkeit zustande gekommen, ein Ganzes geworden, das zusammenhält und nicht bei der erstbesten Probe auseinanderfällt. Die einzelnen Teile wirken auch für sich, besitzen ein gewisses Eigenleben, haben aber die Beziehung zum Ganzen nicht verloren und sind bereit, letzten Endes und in Zeiten der Gefahr persönliche Wünsche und Interessen zum Wohle des größeren und gemeinsamen Zieles preiszugeben. So ganz verschiedene Temperamente haben sich verstehen gelernt, romanische, germanische Sprachen gehen neben-, mit- und ineinander. Und jedes Sprachgebiet, jeder Kanton, weist so viele Abarten, lexikographische Besonderheiten und unterschiedliche Töne auf, daß, streng genommen, jedes Dorf für sich seine Sprache hat. Dieses beinahe unübersehbare Arsenal unserer Dialekte ist in den dicken Bänden des schweizerischen Idiotikons zusammengeschlossen; dazu kommen die welschen Mundarten, die Tessiner, die Romanen Bündens, und siehe da, wir kennen uns, wir reden nicht aneinander vorbei, ja wir lieben uns und scharen uns um die gleiche eidgenössische Fahne, wenn der Ruf an uns ergeht. Solche Arbeit des Sich-Findens bringen nur Jahrhunderte fertig.

Die so vielgestaltige Struktur unserer Heimat sehe ich in einem schönen Bilde: ich schaue von einem Hügel ins Tal. Unter mir liegen Wiesen und Acker, Felder und Wälder, Dreiecke, Rechtecke, Riemen und Quadrate in kleinen und größeren Parzellen. Bei ihren krausen Linien und Abgrenzungen scheinen sie nicht zusammenzugehören. Aber mancherlei Straßen, Wege und Weglein verbinden sie. Das geht auf und ab, hinüber und herüber, in Bogen und geraden Strecken, in welligen Konturen, in Ovalen und Kreisen. Und überall ist Bewegung. Das zieht zu Fuß und mit Fahrzeugen aller Art von Haus zu Haus, von einem Hof zum andern, in Dörfern, Städtlein und Städte. Ein Ameisenvolk ist es, das sich rührt, Lasten trägt, zu gemeinsamem Werke zusammenströmt, auch Feste feiert und Lieder singt.

Die ungeheure kulturelle Entwicklung, die die letzten Jahrzehnte aller Welt gebracht haben, die technischen, umwälzenden Erfindungen, die allen zugute gekommen sind, die mächtige Entwicklung des Verkehrs und aller Verkehrsmittel haben auch für uns in der Schweiz, in unserm Denken und

Leben großen Wandel geschaffen. Wir sitzen nicht mehr hinter den Bergen, abgeschlossen von den Bewegungen in den Nachbarländern oder gar entfernter Erdteile. Wir werden in den Wirbel aller Geschehnisse mithineingerissen und können nicht mehr sagen: Was geht uns das an, wenn weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen! Die Eisenbahnen, die Flugzeuge, die Autos, die Telephondrähte und die durch den Äther schwingenden Nachrichten haben europäische, ja kontinentale Verbindungen, Zusammenhänge, geistige und von der Geldwirtschaft bewirkte Schicksalsgemeinschaften geschmiedet.

Wie nimmt sich heute die Schweiz, dieses winzige Territorium, neben seinen ums Vielfache größeren Nachbarn, neben den Riesenreichen und Erdteilen aus, in denen die Sonne sozusagen nie untergeht? Sie darf behaupten: sie ist nicht zurückgeblieben. Sie hat mit der mächtigen Entwicklung nach allen Richtungen Schritt gehalten, und nach Maßgabe ihrer Kräfte hat sie das Menschenmögliche geleistet.

Das Ausland gesteht ihr das auch gerne zu.

Sie ist nicht nur das Reiseland, der Ferientummelplatz der ganzen Welt, ein Dorado aller sportlichen Vergnügungen, das Land der Kletterberge und Gletscher, der rassigen Skiabfahrten, der blauen Seen und Strandbäder. Das alles ist ihr ja ohne ihr Hinzutun gleichsam als eine besondere Gunst des Schicksals in die Wiege gelegt worden. Was mehr ins Gewicht fällt, ist die Tatsache: sie hat sich gerührt und mit den Gaben, die ihr verliehen worden, trefflich gehaushaltet.

Sie ist im Wirbel des gewaltigen Weltgetriebes nicht vergessen worden. Reichen unsere Werke nicht rund um die Welt? Wir senden Maschinen über alle Meere, Söhne aller Länder kommen an unsere Schulen und holen sich hier das Rüstzeug, um daheim einmal zu bauen und zu fabrizieren, was sie in unsern Laboratorien und Hörsälen gelernt haben; manche Industrien haben erdumspannende Bedeutung gewonnen, und wir haben den Anstoß gegeben, daß andere Fabriken in fremden Ländern erstanden. Schweizer Uhren schlagen in der ganzen Welt, Schweizer Medikamente der chemischen Industrie heilen ringsum, Schweizer Generatoren summen in manchen ausländischen Kraftanlagen, Kondensmilch wandert aus, viel fremdes Pflaster wird mit Schweizer Sohlen getreten.

Und vergessen wir nicht die ideellen, die geistigen Güter, die Werke des Friedens, die Tat eines Henry Dunant, die Bücher unserer Wissenschaft-



Bergpredigt auf Kinzigpaß.

Phot. Otto Schubert, Gorgen.

ler, die Gaben unserer Künstler, Dichter und Forscher. Wie mancher Nobelpreis ist schon einem Schweizer zugefallen!

Dürfen wir an einem Feiertag wie dem 1. August 1941 nicht an solche Dinge denken?

Haben wir unsern Beitrag an den mächtigen Haushalt der Welt nicht ausgiebig geleistet?

Mit unserer Arbeit der Hände, der Räder und des Geistes haben wir viel erreicht: Rohmaterial, das uns fehlt und das uns das Ausland liefern muß, haben wir in Edelprodukte verwandelt.

Unlängst haben wir an der schweizerischen Landesausstellung vor den Millionen der Besucher ausgebreitet, was unser Werk ist, und jedes Frühjahr zeigen wir's in gedrängter Fülle an der Basler Mustermesse.

Wir sind allerdings nicht mehr die alten Eidgenossen, die Haudegen von anno dazumal. Die Expansionspolitik haben wir aufgegeben. Wir lassen uns nicht mehr in fremde Heere anwerben und kämpfen nicht mehr für die Interessen ausländischer Machthaber. Wir beschränken uns auf unsere engen Grenzen und sehen unsere höchste und edelste Aufgabe darin, für diese uns zu wehren und bereit zu sein, Opfer an Gut und Blut zu bringen. Unser oberstes Gesetz in der Staatsführung lautet, nicht nach links und rechts zu

liebäugeln und im wahrsten und ehrlichsten Sinne neutral zu sein. Das auferlegt uns Pflichten übergenug. Unsere wohlgerüstete und gut ausgebildete Armee ist bereit, unsere Grenzen zu schützen und alles zu tun, was von ihr verlangt werden darf. Sie weiß, daß die Zeiten nicht wiederkehren, in denen unsere Altvordern gegen eine vier- und fünffache Übermacht siegreich bestehen konnten. Heute regieren mit unerbittlicher Gewalt die Zahlen, die mächtigen Divisionen, die erdrückende Stoßkraft modernster Rüstungen, der Wirbelsturm der herandonnernden Tanks, der Schwarm der Flieger und die immer wieder ersetzten Geschwader der Flugzeuge.

Ungebrochen ist der Wille zur Verteidigung. Unsere geistige Bereitschaft ist unsere beste Rüstung. Hier hat sie an Schlagkraft nichts eingebüßt. Sie verschafft uns Respekt, Achtung des Auslandes und ein Wohlwollen, das uns von unsern Nachbarn noch stets entgegengebracht wird.

Wir kämpfen nicht, sind aber bereit, geschlagene Wunden zu heilen. Tausende, Hunderttausende vermittelnder Dienste tun wir von Land zu Land, nehmen Internierte auf und leihen ihnen unsern Schutz, bis sie ihrer Heimat wieder zurückgegeben werden dürfen, Nachrichten laufen

ein aus allen Ländern, Angehörige finden sich und bekommen durch die Hand rastloser Freiwilliger Gewißheit vom Schicksal des Vaters, des Bruders, eines verwundeten Sohnes oder vermißter Freunde. Das sind segenspendende Fäden, die sich über die vom Kriege heimgesuchten Länder ziehen und zu einem Netze werden, das Gutes wirkt.

Nicht zuletzt in unserm Liebeswerk sehen wir eine Tat und Aufgabe, deren Lösung unsern Nachbarn nur willkommen sein kann. Wer würde sich dieser Dienste annehmen, wenn wir sie von unserm Winkel aus zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West nicht leisten würden?

Seien wir dankbar, daß wir unser Schärfelein beitragen dürfen in so drangvoller Zeit, während anderswo ganze Dörfer und Städte in Asche gelegt worden sind, Väter, Greise und Mütter ihre Heimstatt verlassen mußten, um den Granaten zu entgehen.

Zu der Besinnung, die uns der Jubiläumstag führt, gehört auch die Gewissensfrage: Haben wir uns unserer Ausnahmestellung immer würdig erwiesen? Haben wir's nie und nirgends an etwas fehlen lassen?

O ja, das haben wir!

Wie viele finden sich noch im ganzen Schweizerland herum, die allzugerne zum Murren und Kritisieren aufgelegt sind! Es gelingt ihnen nicht, ihr liebes Ich genügend in den Hintergrund treten zu lassen und einzuordnen in die Ausnahmeverhältnisse, von denen wir alle umgeben sind. Sie hängen so sehr an ihren alten lieben Gewohnheiten und Bequemlichkeiten, daß sie sie nur ungerne preisgeben. Dann sind es die lauten Besserwisser und Bierbankpolitiker, die unsern obersten Behörden am Zeuge flicken und glauben, den Stein der Weisen gefunden zu haben. All diesen seien ein paar Wochen in den kriegsführenden Ländern gegönnt, Erfahrungen und Beobachtungen, die sie in den Lazaretten und Flüchtlingslagern gemacht. Auch sollten sie sich an den Tisch der Mütter setzen, die in den Großstädten stundenlang vor den belagerten Eingängen der Kaufläden warten, bis sie sich ein Pfündlein Fleisch, eine Handvoll Kartoffeln und etwas Gemüse erobern können.

Es fehlen uns die Vergleiche, die uns die beste Schule und Kopffläkung würden. Nur selten einmal begegnen wir einem, der, aus geschäftlichen

Gründen ins Ausland geschickt, dabei war, als die Sirenen heulten, die Leute auf den Straßen die Schutzräume auffuchten, oder gar, als in nächster Nähe eine Bombe einschlug und eine Hausfassade weggrasierte. Wer solches mitgemacht, kennt den heutigen Krieg und die Grausamkeit seiner Verheerungen.

Wie klein wird da ein Mängelchen, das wir bei uns zu Hause noch vorgefunden! Wie lieb wird uns da der Boden, der nicht unter uns zittert, die gesunde Höhenluft, die nicht durch den Rauch und Gifthauch der todbringenden Flugzeuge verpestet ist!

Und an einem solchen Zeitpunkt, da 650 Jahre hinter uns liegen, richten wir unsern Blick auch in die Zukunft und fragen: was kommt? Wie wird sich alles entwickeln? Was steht uns bevor? Je nach den Temperamenten und Grundanlagen der Einzelnen offenbaren sich die schwarzsehenden Pessimisten und die versöhnlichen, vertrauensseligen Optimisten. Der alles Menschliche und Mögliche Erwägende, der Weise wird sich bescheiden und nichts behaupten. Denn noch niemand hat die kommenden Jahre vortweg entriegelt, und immer sind Überraschungen im Spiele gewesen, mit denen auch der Klügste nicht gerechnet hat.

Für uns gilt es nur, unser köstlichstes Gut im Auge zu behalten: die Freiheit. Wir wünschen zu fühlen und zu denken, wie wir's seit Jahren, seit Jahrhunderten getan haben. Wir wünschen uns zu bewegen, wie wir's gewohnt sind, zu handeln und zu entscheiden, wie's uns der gute Geist eingibt. Wir meinen aber nicht jene Freiheit, die uns herrisch und übermütig werden läßt, nur die, die wir vor Gott, unserm Gewissen und unsern edelsten staatsmännischen Grundsätzen verantworten können. Wir haben die Freiheit im Sinn, die uns unsere Väter überliefert haben, die jedem das Recht gibt, seine Meinung zu sagen und, den Degen in der Hand, zur Landsgemeinde zu ziehen und mit der zum Himmel erhobenen Hand seinen Willen kundzutun.

Diesen höchsten, edelsten Besitz eines jeden Schweizers möge uns das gute Geschick, das uns bis heute treu gewesen, auch in Zukunft erhalten! Mit diesen zutiefst im Herzen verankerten Hoffnungen schreiten wir in die zweite Hälfte des siebenten Jahrhunderts unserer Eidgenossenschaft. Und seien wir im schönsten Sinn durch den Eid gebundene Genossen, die entschlossen sind, für ihre liebe Heimat jegliches Opfer zu bringen!